

QUELLE 8



ZUM INHALT:

Menschen waren schon immer auf die Nutzung von Technik angewiesen, aber seit dem 19. Jahrhundert leben wir in einer »verdichteten« technischen Kultur. Was dies für eine moderne Technikgeschichte bedeutet, erläutert Martina Heßler anhand der Bereiche Produktion, Haushalt, Mobilität und Kommunikation, Menschenbild sowie Unfälle und deren Folgen. Dabei schildert sie, wie sich Praktiken und Wahrnehmungen – vor allem in Bezug auf Raum und Zeit – und das menschliche Selbstverständnis im Kontext von Technologien wandelten. Sie liefert damit eine umfassende Einführung in Zugänge und Gegenstand der Technikgeschichte. Darüber hinaus begründet sie eine Kulturgeschichte der Technik, die auch zukünftige Entwicklungen in den Blick nimmt.

ZUR AUTORIN:

Martina Heßler ist Professorin für Neuere Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg.

QUELLE 8 ZU:

Martina Heßler

**Kulturgeschichte der Technik
Historische Einführungen**

Band: 13

Herausgegeben von Frank Bösch,
Angelika Epple, Andreas Gestrich,
Inge Marszolek, Barbara Potthast,
Susanne Rau, Hedwig Röckelein,
Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-
Hasel

2012, 217 Seiten

Euro 16,90 / SFR 25,90

ISBN 9-783-593-39740-5

campus

Frankfurt · New York

Quelle Nr. 8

Zu S. 128 im Buch

Die ersten Erfahrungen mit dem Telefon wurden Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vielfach von Literaten, Essayisten und Philosophen beschrieben. Auch Walter Benjamin widmete dem Telefon in seinen Aufzeichnungen Berliner Kindheit um neunzehnhundert zwei Seiten. Der Text entstand in den 1930er Jahren. Benjamin beschrieb in seinen Erinnerungen seine frühe Wahrnehmung des Telefons in poetischer Weise. In den Apparaten schlummere, so schrieb er, eine Stimme. Seine Bemerkungen sind insbesondere aus einer nutzerhistorischen Perspektive aufschlussreich, so beispielsweise seine Beobachtungen zum Wandel des Ortes, der dem Telefon in der Berliner Wohnung zugeordnet wurde. Aus dem dunklen Korridor wanderte es im Laufe der Zeit in die Zimmer. Auch beschreibt Benjamin einige Besonderheiten der Nutzung des neuen Kommunikationsmittels, so das Warten auf den Anruf, das Ausgeliefertsein an eine Stimme oder das Stören der Mittagsruhe.

Walter Benjamin, Telefon, in: Rolf Tiedemann (Hrsg.), *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*, Frankfurt 2000, S. 23–25.

Das Telefon

Es mag am Bau der Apparate oder der Erinnerung liegen – gewiß ist, daß im Nachhall die Geräusche der ersten Telefongespräche mir sehr anders in den Ohren liegen als die heutigen. Es waren Nachtgeräusche. Keine Muse vermeldet sie. Die Nacht, aus der sie kamen, war die gleiche, die jeder wahren Neugeburt vorhergeht. Und eine neugeborene war die Stimme, die in den Apparaten schlummerte. Auf Tag und Stunde war das Telefon mein Zwillingbruder. Und so durfte ich erleben, wie es die Erniedrigung der Frühzeit in seiner stolzen Laufbahn überwand. Denn als Kronleuchter, Ofenschirm und Zimmerpalme, Konsole, Gueridon und Erkerbrüstung, die damals in den Vorderzimmern prangten, schon längst verdorben und gestorben waren, hielt, einem sagenhaften Helden gleich, der in der Bergschlucht ausgesetzt gewesen, den dunklen Korridor im Rücken lassend, der Apparat den königlichen Einzug in die gelichteten und helleren, nun von einem jüngeren Geschlecht bewohnten Räume. Ihm wurde er der Trost der Einsamkeit. Den Hoffnungslosen, die diese schlechte Welt verlassen wollten, blinkte er mit dem Licht der letzten Hoffnung. Mit den Verlassenen teilte er ihr Bett. Auch stand er im Begriff, die schrille Stimme, die er aus dem Exil behalten hatte, zu einem warmen Summen abzdämpfen. Denn was bedurfte es noch mehr an Stätten, wo alles seinem Anruf entgegenträumte oder ihn zitternd wie ein Sünder erwartete. Nicht viele, die ihn heute benutzen, wissen noch, welche Verheerungen einst sein Erscheinen im Schoße der Familien verursacht hat. Der Laut, mit dem er zwischen zwei und vier, wenn wieder ein Schulfreund mich zu sprechen wünschte, anschlug, war ein Alarmsignal, das nicht allein die Mittagsruhe meiner Eltern sondern die weltgeschichtliche Epoche störte, in deren Mitte sie sich ihr ergaben. Meinungsverschiedenheiten mit den Ämtern waren die Regel, ganz zu schweigen von den Drohungen und Donnerworten, die mein Vater gegen die Beschwerdestelle ausstieß. Doch seine eigentlichen Orgien galten der Kurbel, der er sich minutenlang und bis zur Selbstvergessenheit verschrieb. Und seine Hand war wie ein Derwisch, der der Wollust seines Taumels unterliegt. Mir aber schlug das Herz, ich war gewiß, in solchen Fällen drohe der Beamtin als Strafe ihrer Säumigkeit ein Schlag. In diesen Zeiten hing das Telefon

entstellt und ausgestoßen zwischen der Truhe für die schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der berliner Wohnung steigerte. Wenn ich dann, meiner Stimme kaum mehr mächtig, nach langem Tasten durch den finsternen Schlauch, anlangte, um den Aufruhr abzustellen, die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gandenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die unheimliche Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, minderte. Ohnmächtig litt ich, wie sie die Besinnung auf Zeit und Pflicht und Vorsatz mir entwand, die eigene Überlegung nichtig machte, und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigt, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das Telefon an mich erging.